

HELENA ADLER

Die Infantin trägt  
den Scheitel links

Roman

Der Arbeit an diesem Buch wurde unterstützt  
durch das Jahresstipendium des Landes Salzburg.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Jung und Jung, Salzburg und Wien

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,  
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Autorinnenfoto: © Eva-Maria Mrazek

Umschlagbild: privat, Bearbeitung: Helena Adler

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-242-8



JUNG  
UND  
JUNG

Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehen,  
dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird.  
*Friedrich Nietzsche*

Meine Sprache ist allzeit simpel, enge und plan.  
Wenn man einen Ochsen schlachten will,  
so schlägt man ihm gerade vor den Kopf.  
*Georg Christoph Lichtenberg*

Lass mich ein Kind sein, sei es mit!  
*Maria Stuart (nach Friedrich Schiller)*

*für Tizian*

## Home Sweet Home

Nehmen Sie ein Gemälde von Pieter Bruegel. Nun animieren Sie es.

Wir essen schwarze Regensuppe zum Nachtmahl. Der grüne Kachelofen brüdet in der Ecke, in der Stube dampft es, doch mir ist kalt. Die Bewohner des Hauses haben sich im Parterre versammelt. Nicht oft verlassen die Urgroßeltern den ersten Stock. Sie sind die Urgesteine hier am Hof und wer sie bewegen will, beißt auf Granit. Wir, die Eltern, die Schwestern und ich, wohnen bei ihnen, nicht sie bei uns. Unter einem undichten Dach in einem verschuldeten Haus, das sie nach dem Krieg erworben haben. Die langen Finger der Urgroßmutter stehen wie spitze Holzschiefer vom Tisch ab, um den wir alle sitzen. Die Arbeiterhände des Urgroßvaters sind übersät mit Altersflecken und hervortretenden Adern. Sie ragen aus den Ärmeln seiner braunen Wollweste heraus wie die Köpfe von Schild-

kröten aus ihrem Panzer. Nackt und zerfurcht. Die Hände der beiden berühren einander nicht. Sie greifen nicht nach oben, denn es sind Hände aus dem Bauernstand. Sie Magd, er Knecht, die Genetik einer Geadeschicht. Ihre Hände ackern, jäten und säen. Sie sind Sichel für Getreide und Sensen für Gras. Auf der Kommode steht das Hochzeitsfoto des Ehepaares. Es zeigt den Urgroßvater stolz auf einem Stuhl thronend. Die Urgroßmutter steht hinter ihm, herrscht, mit Würde, aber ohne Begeisterung, über ihn, über uns und das ganze Ackerland. Sie schämt sich dafür, dass er kleiner ist als sie. »Scham ist nicht dasselbe wie Reue«, versichert sie, während sie die Kartoffeln schält, und bereut nichts. Dann kerbt sie Unmengen an Butterschmalz aus dem Plastikbecher, schmiert alles in die Gusspfanne und ertränkt die kleinen gelben Scheiben darin, die wir gerne salzig essen. Überall riecht es nach dem Fett. An unseren Händen und vielleicht auch in ihrem Haar. Aber das wissen wir nicht genau, weil wir ihr lieber nicht zu nahe kommen. »Außerdem«, ergänzt das uralte Mütterlein, »muss man bescheiden sein. Bescheidenheit muss der Mensch erst lernen«, sagt sie und klopft mir auf die Finger, die zur Kostprobe ansetzen. »Zuerst Demut, dann Bescheidenheit«, fährt sie fort. Doch devot ist sie nie, außer wenn sie glaubt, dass der liebe Gott gerade zuschaut.

Meine Hände sind klein, babyweich wie Pfoten. Ich blicke in die Runde der Bestien. Der Vater ein Grizzly, die Mutter ein Greifvogel mit Frauenkopf und die

Schwestern, o Gott, die Schwestern! Zum Nachtschisch riecht es milchig süß und leicht nach Verderben. Ein verstörender Geruch nach Frischgeborenem und Erwürgtem. Unter der Treppe im Vorhaus friert ein leerer Hundekorb. Die Spur führt eindeutig zum Vater, denn auf dessen Hand haftet noch der Flaum der Welpen. Noch vor ein paar Tagen hat er mir diese Hand an die Stirn gehalten, um mein Fieber zu lindern. Seine Temperatur stieg, meine sank. Er kann heilen und töten, ist Förster und Wilderer in einer Person. Das wilde Vatertier ist lieb zu seinen Kindern, doch die anderen frisst es auf. Nur die Mutter treibt Bärenhatz mit ihm. »Tanz, Bär!«, schreit sie und schärft ihre Krallen an den eigenen Zähnen. Die Krallen der Mutter sind messerscharf. Gelb und schrecklich sind ihre hakenförmigen Klauen, am liebsten jagt sie kleine Angsthasen und Faultiere wie mich. Ihr spitzer Schnabel ist ein Hackebeil, damit kann sie Gelenke brechen und Knochen zerschmettern. Der aufgestellte Federschopf und ihre stechenden Augen verleihen ihr eine abgründige Fürstlichkeit. Wenn sie schreit, erklingt ein sopranes Krächzen, das einen an Ort und Stelle einfriert.

»Wie viele Vögel sitzen auf deinem Kopf?«, fragen mich die Zwillingsschwestern, nachdem sie mir ihre Finger mit den gespitzten Nägeln in die Kopfhaut gebohrt haben. Ich antworte schon lange nicht mehr, weil sie falsch spielen. »Wegfliegen oder Nest bauen?«, fragen

sie dann, »wegfliegen oder Nest bauen?«, wiederholen sie drei Mal und schreien vergnügt. »Abzwicken«, antworte ich, jammernd und heulend, viele Male, weil es immer schmerzt. Für alle anderen sehen sie aus wie ganz gewöhnliche Mädchen, mit ihren blassen Gesichtern und den blonden Zöpfen erinnern sie beinahe an zwei Engel. Nur ich kann hinter ihre Maskerade sehen. Darunter sind sie abgemagert bis auf die Knochen. Die Eineiigkeit nagt ihnen am Leibe. Sie haben spitze gelbe Zähne, statt der Augen Hörner neben der Nase, statt der Haare rostige Nägel. Und aus ihrem Mund stinkt es wie aus der Hölle. Heute rieche ich nichts, denn sie halten ihren Atem an. Sie haben Angst.

Der Raum duckt sich, macht sich klein, damit wir näher zusammenrücken. Die Kühe brüllen zum Rosenkranz, sie blähen ihre Resonanzkörper, während ihre Finger an kleinen Holzperlen hinaufklettern und diese an dünnen Fäden hinunterschieben. »Ich glaube an Gott, den Vater«, beten sie im Chor. Draußen peitscht der Nordwind die Grashalme aus. Widerpenstiges Stroh klemmt sich zwischen die Fensterläden und drückt herein. Der Himmel donnert, grollt und erleuchtet die Nacht mit Blitzen. Bäume fallen um. Aus den nassen Lochmäulern der Viermagentiere tropft literweise Speichel. Gehörnte Geifergeschöpfe. »Auf der Weide kannst du sie mit dem Schlagstock bremsen«, sagt der Urgroßvater immer, »du musst ihnen nur auf den Schädel dreschen.« Wenn die ganze Herde in Fahrt kommt, das weiß ich, muss man

schneller laufen als sie oder man wird in ihren Trampelpfad gestampft, auf dem schon etliche Katzenkadaver verrotten. So hart und fest, dass man jemanden damit erschlagen könnte. »Und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn«, beten sie in würdevoller Monotonie und ich stelle mir Jesus als mit Gott verwachsenen Aborigine vor. Das Fleckvieh übertönt jetzt ihre Stimmen, bald werden sie die Wand zur Stube durchbrechen. Die Angst ist mir bis in die Unterhose hineingekrochen. Doch weil ich so unglaublich winzig bin, merkt niemand, dass es an meinem Hosenbein heruntertropft. »Einen Psychopathen erkennt man am Bettnässen«, haben mir die Zwillinge eingebläut. Dachschindeln zerschmettern auf dem Pflasterboden, wie Spielkarten fegt sie der Wind vom Haus. Würde eine davon die beiden am Kopf treffen, könnten sie mich nicht länger malträtiert. Und wenn der Blitz endlich in sie einschläge, wären sie für immer entzweit. Sie teilen sich ihr Erbgut, das Hirn und die Jausenbrotte. Sie haben nur eine Stimme, doch die hallt doppelt. »Erlöse uns von den Bösen!« Ich steige ins Gebet ein und betone den Akkusativ. Die Mutter holt noch ein paar Kerzen und zündet der Reihe nach ihre Dochthaare an. Sie verbrennt sich das labbrige Fleisch, es riecht nach Schwefel. Der Herrgott in der Ecke am Kreuz streckt die Arme aus, seine Knie schlottern. Meine Zähne klappern. Nicht mehr lange, dann wird er herunterfallen. Wer beschützt mich dann vor den Raubschwestern?